

(Nachdruck verboten.)

Die Badereise der Familie Hellvik.

17) Von Alfred af Hedenstjerna.

IX.

Man war nun ziemlich weit im August, die Tage begannen kürzer zu werden, die Nächte kälter, die Krebsse schmeckten nicht mehr so prachtvoll, wie in den ersten Wochen, da sie der menschlichen Gefräßigkeit preisgegeben waren, und die Fräulein Ohlson, Karlson und Brandtson, die schon seit sieben Jahren nach Gesundbrunn kamen, hatten zum siebenten Mal jede Hoffnung auf die jungen Herren verloren.

Waller's reisten, und mit demselben Boot fuhr auch der Affessor Halldelin ab, der jetzt mit Frau Hellvik völlig versöhnt war, nachdem sie geduldig ein feines Gedicht „Weihnachten im Armenhause“, das der junge zukunftsreiche Dichter in den Hundstagen gedichtet hatte, angehört und darüber auch etwas geweint hatte.

Die Möller'schen Damen waren ein halbes Duzend Male gekommen und hatten den Onkel Gustav mit sich hinauslocken wollen. Es hatte Frau Hellvik dabei ein großes Vergnügen bereitet, ihren Schwager ganz allein und unbewacht auf der Veranda zu lassen, damit sie hören konnten, wie bestimmt und selbstbewußt er sein: „N . . . n . . . nein, ich glaube, wir b . . . b . . . bleiben lieber hier,“ vorbrachte, oder sich auch damit entschuldigte, daß, „wie die Damen wohl wußten: „ein alter M . . . M . . . Mann nicht soviel verträge!“

Frau und Fräulein Möller protestirten lebhaft gegen die Einrangirung des Landrichters Hellvik unter die „alten Männer“ und erinnerten an all' die Jugendlichkeit, die er im Anfang ihrer Bekanntschaft an den Tag gelegt hätte; aber Onkel Gustav sah, wo er saß. Keine Vormittags-Chokolade! Kein Nachmittagskaffee!

Schließlich ließ Frau Möller durchschimmern, wie alt „der kleine Wildfang“ (der eigentlich um die Weihnachtszeit Ende 1850 geboren war) „morgen, am 11. August“, würde.

Als die beiden Damen am nächsten Morgen Onkel Gustav mit einem prachtvollen Bouquet in der Hand gerade auf sich zusteuern sahen, klopfen ihre Herzen stürmisch in neuerwachte Hoffnung, ihre Augen lachten, und ihre Gesichter legten sich in die sanftesten Falten, die sie ihnen zu geben vermochten, und ihr Morgengruß klang wie das „Gosiannah!“ in einer Pension für „höhere Töchter“.

Aber Onkel Gustav fertigte sie ganz kurz ab und sagte: „Entschuldigen Sie, aber ich muß hinunter zum Dampfboot und m . . . mich verabschieden . . . schiedenen von Frau P . . . P . . . Peerjon!“

Die Emaaländer haben zähe und vertrauensvolle Naturen, aber dies war doch zu viel; zwei Tage später reisten die Damen ab nach Westervik.

Ohne Sträuße. — —

Selbst Axel war mit Gesundbrunn fertig. Es gab hier keine Planke, an der sich nicht seine Hufe eingerissen hatte, keinen Stachelbeerstrauch, von dem er nicht fortgejagt, keinen Jungen, mit dem er nicht auf Tod und Leben gekämpft, kaum ein Haus, in dem sein Ball keine Scheibe zerschmettert hatte. Nun wollte auch er nach Hause. Und siehe, da zeigte es sich, daß alle die Jungen, mit denen er gerungen und sich gehalten hatte, von tiefer Wehmuth ergriffen wurden und wie aus einem Munde erklärten, Axel wäre ein „fürchtbar netter Junge“; und der Billy der Bade-Inspektorin, der keinen Tag während Axel's Aufenthalt seine Hände nicht in Axel's Feisur gehabt hatte und ständig auf seinem Gesicht die Spuren der Hände Axel's trug, schlich sich in die Speisekammer seiner Mutter ein, entwendete eine ganze Büchse Erdbeerkompott, die die Jungen oben im Walde ausnäschten; und dann umarmten sie sich, weinten über die Trennung und schworen einander ewige Freundschaft.

Nun mußte aber Axel wahrlich schleimigst seine Ferienarbeiten erledigen, wenn er damit bis zum Beginn des Unterichts fertig werden sollte.

Ferienarbeiten, das ist doch wirklich etwas Schreckliches, und Frau Hellvik interpellirte auch den einen Staatsrath darüber.

Was das für eine dumme Einrichtung wäre, die die ganze Ferienfreude der Jungen zerstörte?

Der Staatsrath that ein wenig von oben herab, wie es alle großen Staatsmänner zu thun pflegen, und fragte, inwiefern die Sommerfreude des jungen Herrn Hellvik denn wirklich zerstört wäre? Er, der Herr Staatsrath, hätte nichts davon bemerkt. Der junge Herr Axel wäre ihm meist so erschienen, als wenn keine sonderlich schweren Sorgen seine Seele drückten.

Frau Hellvik nahm ihren Ausdruck zurück. „Zerstört“ wäre vielleicht zu viel gesagt, Jungen sind Jungen; aber stören thäten die Ferienarbeiten in jedem Fall. „Herr Gott, man ist doch nur einmal jung im Leben.“

Da wußte sich der Staatsrath keinen anderen Rath, als daß er ihr Artigkeiten sagte und die Hoffnung aussprach, die Jugend würde bei den kleinen Hellvik's ebenso lange anhalten wie bei ihrer lustigen, vortrefflichen, unvergleichlich jugendlichen Mutter.

„Ja, hatte keine Ferienarbeiten zu machen!“ fiel Frau Hellvik ein. . . .

Allmählig fing auch das Wetter an unbehaglich zu werden.

Der Bade-Arzt erklärte, daß alle Hellvik's nothwendigerweise nächstes Jahr wiederkommen müßten, da er andernfalls weder für den Magen des Herrn Gutsbesizers, noch für den Katarth des Herrn Landrichters, noch für Fräulein Gerda's Neigung zur Bleichsucht, noch für die Stropheln des kleinen Karl einstände.

Aber da nahm Frau Hellvik das Blatt vom Munde und sagte:

„Ach Du himmlischer Vater, sind Sie rein berrückt, Herr Doktor? Frisch und gesund kommen wir hierher — freilich ist das Klima hier feucht und schmeckt das Wasser abscheulich; aber darum hoffe ich doch, daß wir frisch und gesund auch wieder nach Hause reisen werden! Stellen Sie nicht solche Versuche mit mir und den Meinen an, Herr Doktor, darum bitte ich Sie! Wir kamen nur her, um uns ein bißchen zu amüsiren; das sagte ich Ihnen ja schon den ersten Tag.“

„Na, und ist Ihnen das gelungen?“ fragte der Doktor belustigt und doch zugleich ein wenig verlezt.

„Ja, danke! Die Welt und die Menschen sind sich ja überall ziemlich gleich, Herr Doktor, und ich habe mich eigentlich noch niemals in meinem Leben gelangweilt. Aber hier sind alle so freundlich gegen uns gewesen, und daß es ganz gut sein kann, sich ein bißchen mehr abzuplanschen, als wir es zu Hause thun können, das will ich nicht in Abrede stellen. Was Recht ist, muß Recht bleiben!“

Frau Berg in Villa Nr. 7 wollte Extrabehaltung für die Bettwäsche haben. Frau Hellvik zeigte ihr ihren eigenen Brief, in dem stand, daß die Wohnung 400 Kronen für den Sommer kostete inklusive Bettwäsche, wenn man nur eigene Sachen mitbrachte.

Darauf begann Frau Berg zu weinen und sagte, eine arme Wittve, die niemand hätte, der sie vertheidigte, müßte stets gefahrt sein, so behandelt zu werden. Wenn Frau Hellvik auch ihren Mann am Leben und alles im Ueberfluß hätte, wüßte sie doch nicht, ob es ihr nicht noch einmal ganz anders ergehen würde. Frau Berg wünschte ihr es nicht, sie wünschte allen Menschen nur Gutes, auch der Familie Hellvik, obgleich sie die Wohnung fürchtbar billig gehabt hätten. Aber wenn es doch einmal geschähe, dann sollte Frau Hellvik nur an die Frau Berg und ihre Bettwäsche denken.

Da fing auch Frau Hellvik an zu weinen, umarmte Frau Berg und sagte, sie sei überzeugt, das mit der Bettwäsche wäre nur ein Schreibfehler und sie wollte ihrem Manne sagen, er möchte für die Bettwäsche besonders bezahlen.

Darauf lud Frau Berg ihre liebe Emma zu einem Glas Zitronenlimonade ein, um ihr die näheren Umstände vom Tode ihres lieben seligen Mannes zu berichten. Unter seinen letzten Lebensäußerungen wäre auch die gewesen, daß sie die Zimmer, welche Hellvik's inne gehabt hatten, mit Bettwäsche niemals billiger vermieten dürfte, als für 450 Kronen.

Beide Damen erbebten bei dem Gedanken, wie empörend es gewesen wäre, wenn man den Willen eines Verstorbenen gekränkt hätte.

Die beiden letzten übrig gebliebenen akzeptablen Junggefallen — nachdem Onkel Gustav aus ihrer Reihe ausge-

chieden war — gingen jeder für sich einsam und wehmüthig draußen im Regen im Kurpark spazieren.

Dort sahen auch die Fräulein Berg, Ohlsson, Carlsson und Brandtson und sahen mit sehnsüchtigen Blicken den beiden einzigen nach, die noch von allen Kavaliere des Sommers übrig waren. Die Fräulein Ohlsson, Carlsson und Brandtson ließen ihre Blicke von einem zum andern wandern; Fräulein Berg konnte infolge der praktischen Konstruktion ihrer Augen beide auf einmal betrachten.

Die Mädchen seufzten tief.

Und dann flüsternten sie, Assessor Blybit, der eine der beiden Kavaliere, hätte soviel Schulden, daß Gott jedes arme Mädchen trösten müßte, das sich in ihn verliebte, wenn sie nicht mindestens hunderttausend Kronen hätte. Der andere Herr, Inspektor Ekenberg, sollte eine Mutter haben, die . . . na die man sich nicht zur Schwiegermutter wünschte.

Und dann seufzten die Mädchen wieder.

Die meisten Ehen waren ja unglücklich.

Fräulein Brandtson wußte von zweien.

Fräulein Ohlsson hatte hier in Gesundbrunn Band an Band mit einem Paar gewohnt, das sich in den Nächten schlug, ja sich schlug.

Fräulein Berg sprach von vier ehelichen Dramen, von denen zwei mit Wahnsinn, eines mit der Verhaftung des Mannes wegen Unterschlagung und eines mit Scheidung wegen Ehebruches endigte.

Fräulein Carlsson wunderte sich höchlichst, daß ein verständiges, braves Mädchen unter solchen Umständen überhaupt noch heirathen mochte. Sie wollte es sicher nicht.

Die Fräulein Berg, Ohlsson und Brandtson wollten natürlich auch nicht.

Und dann sahen sie sehnsüchtig dem Assessor Blybit und Inspektor Ekenberg nach und seufzten schlimmer und tiefer als jemals. —

Am Bachufer entlang schritten Anna Hellvit und Herr Franz Henrik Nilsson zur Villa Nummer 7 hinauf und sprachen leise mit einander:

„Aber Franz, Du brauchst doch auch nicht alles zu sagen. Sieh' mal, Papa hat so seinen Kopf für sich! Sprich von Deiner Familie, Deiner Ausbildung, Deiner letzten Stellung, und daß Du Dich mit hundertundfünfzigtausend Kronen zurückgezogen hast und eine Besitzung kaufen willst, aber . . . nicht von dem anderen. . . .“

„So schämst Du Dich doch meiner?“

„Nein, Franz, ich nicht! Niemals! Aber was braucht alles wieder aufgewühlt zu werden?“

Nilsson sah ernst, fast streng aus, als er antwortete:

„Darum, liebe Anna, weil ich und die Deinen vielleicht zusammen eine kleine Reise hinaus in die Welt machen könnten und ich mit dem Zufall rechnen muß, daß ein Ged, dem ich bei der Table d'hôte das Salzfaß reiche, lächelt und zu mir sagt: „Danke sehr; aber es scheint mir so, als wenn es nicht das erste Mal wäre, daß Sie mir serviren?“ Ich könnte dann, ohne vor Deinem Vater oder Deiner Mutter erröthen zu müssen, antworten: „Nein, das letzte Mal war es im Monopol-Hotel in Vrest.“ oder: „Letztes Mal geschah es im Westminster-Hotel in Edinburg.“ . . .“

In der Villa Nr. 7 lief alles gut und glücklich ab. Herr Hellvit sah in Nilsson's Energie eine sichere Garantie für seine Zukunft in materieller Hinsicht, und er hatte in der Zeit ihres Besammentreffens ihn achten und schätzen gelernt und erkannt, daß er ein wirklich gebildeter Mann wäre.

Frau Hellvit hätte es vielleicht lieber gesehen, wenn die hundertundfünfzigtausend Kronen ihres Schwiegersohnes in einem kaufmännischen Geschäft oder bei einem Konsulat verdient worden wären; aber darum nahm sie ihn doch nicht unfreundlicher auf.

Gerda aber paßte im Nebenzimmer den Moment ab, ihrer Mutter in's Ohr zu flüstern:

„Na, wenn er die Anna bekommt, dann werde ich wohl auch nichts Verächtliches mehr über Eduard zu hören bekommen, der ja doch ein „studirter Mann“ ist, wie Onkel Gustav zu sagen pflegt!“

Da wurde Frau Hellvit sehr ernst, fast wehmüthig und sagte:

„Du hättest Baronin werden können, Gerda, und er war ein so reizender, feiner Mensch. Um ihn werde ich trauern, so lange ich lebe, und was Nilsson anbetrifft, so hat er sich doch wenigstens nur mit Menschen abgegeben.“

Der neue Bräutigam wollte natürlich gleich mit nach Sultuna kommen, und sowohl er als Anna meinten, daß sie

nicht sich zu trennen brauchten, da in dem „Familienwagen“ noch Platz wäre.

Aber Frau Hellvit hatte ihre Prinzipien, an denen sie festhielt. Die Verlobung sollte ja nicht hier bekannt gegeben werden, und wie würde es dann wohl aussehen, wenn sie einen jungen Mann auf dem Wagen mitnahmen!

„Es bleibt dabei, wie ich gesagt habe! Franz muß mit dem Boot oder Zug fahren. Ich sehe die Fräulein Ohlsson, Carlsson und Brandtson stehen und über uns lachen, wenn wir abfahren, und sagen: „Frau Hellvit ist hier gewesen, um sich einen Eidam zu beschaffen, und ist so besorgt um ihn, daß sie ihn gleich mit aufgeladen hat!“ Nein, danke!“

Gegen eine Entscheidung der Frau Hellvit gab es keine Berufung; aber als am nächsten Tage alle Hellvits in dem Familienwagen eingepfercht saßen, und ihre Freunde ringsum standen, um Abschied zu nehmen, und Anna's warmer Blick den desjenigen suchte, den sie von Herzen lieb hatte, und selbst Peter seinen Theil an den Abschieds-Ehren für sich in Anspruch nahm, indem er sagte: „Ich dank' Ihnen allerseits.“ Frau Hellvit aber sehr ausdrucksvoll rief: „Also, leben Sie recht herzlich wohl, Herr Nilsson!“ — da fuhr der Teufel in den glücklichen Bräutigam, er warf sein Schnupftuch unter die Achsel, verbeugte sich und rief dienstfertig: „Komme sofort!“

X.

Ein Freundschimmer und strahlende Augustsonne Tag über dem Sultuna-Hof. Die ehrwürdige Lindenallee, die zu dem großen, weißen, zweistöckigen Wohnhause hinauf führte, trug freilich bereits den Farbenschimmer des Herbstes in ihren Kronen, und lange Reihen von Roggenhoden auf den umliegenden Feldern verkündeten in ihrer Weise das Herannahen der Zeit, da die Natur sich ihres Festgewandes entkleidet; aber der Tag war schön und außerdem so feierlich, denn „wir kommen um die Kaffezeit“, hatte Frau Hellvit ihrer getreuen, stets hilfsbereiten Köchin Christina geschrieben.

Baumwollkleider und Hemdsärmel waren in Menge in Bewegung sowohl bei der Veranda als auch bei der Gossporte, Massen von Laub waren angefahren, die schönsten Herbstrosen waren der Hand der Stuben-Johanna zum Opfer gefallen, und kam man näher, so vernahm man ein Durcheinandersummen froher Stimmen. Eine Ehrenpforte sollte errichtet und die Veranda mit Guirlanden geschmückt werden.

Die Liebe hat ihre mehr oder minder bereitwilligen und mehr oder minder bewußten Sendboten überall. Als Doktor Langberg am 16. seine gewöhnliche Runde bei den Thieren in Sultuna machte, hatte der Großnecht Anders plötzlich mit einem ziemlich anzüglichen Lächeln seine Mühe abgenommen, nachdenklich sich den Kopf gekratzt und gesagt:

„Am Freedag kommt de Herrschaft to Hus, da müsse der Herr Doktor gut uffpasse!“

Langberg erröthete über diese Bemerkung, so groß und lang er war; aber er fragte lebhaft:

„Anders, wissen Sie vielleicht, um welche Zeit?“

„Ja meente so ut dem, wat de Stine sagt, zu verstehe, datt se um de Brogtid ankumme, wie der Herr Landrichter zu segge pflegt.“

Und am Donnerstag war das Stubenmädchen Johanna dem Pastor Fridolin begegnet, der Gemeindebesuche machte.

„Grüß Gott, Johannchen! Wissen Sie vielleicht, wann die Herrschaft nach Hause kommt?“ fragte der Pastor.

„Morgen um die Kaffezeit, Herr Pastor!“ sagte Johanna.

Morgen! Endlich! Wenn sie nicht in ihrer jugendlichen Verirrung sich bereits allzu fest gebunden hatte, würde Anna Hellvit vielleicht noch aus den Strahlen der Vertreter der Eitelkeit und des leichtsinnigen Weltlebens, die sie in Gesundbrunn umflatterten, befreit werden können. Das wäre ja wie „ein Scheit mitten aus dem Feuer gerissen.“ Nein, psui, der Vergleich wäre doch zu herabsetzend für Fräulein Anna. Sagen wir lieber „wie ein geborgenes Lamm“, dachte der Pastor, und es breiteten sich ganze Büschel von Sonnenstrahlen auf seinem Gesichte aus.

Daher kam es, daß Langberg am Nachmittag des feierlichen Freitags kaum Zeit gefunden hatte, sein Jacket abzuwerfen, den Oberbefehl über die festlichen Anordnungen zu übernehmen und oben in der Ehrenpforte ein mächtiges „Willkommen“ anzubringen, als sich eine sanfte Stimme hinter ihm vernahmen ließ:

„Verzeihen Sie, lieber Bruder, daß ich mich so in Ihre Anordnungen hineinmische, aber sollte da nicht lieber stehen: „Gott segne Euch!““

Kleines Feuilleton.

„Der häwt ooch immer wat to mälle!“ brummte Anders, der vor seinem Seelzorger keine sonderliche Ehrfurcht hegte.

„St. Anders! So was vom Herrn Pastor zu sagen!“ meinte die Stuben-Johanna.

Der Doktor und der Pastor thaten, als wenn sie die Worte nicht gehört hätten. Langberg erwiderte nur kurz:

„Ja, vielleicht, Herr Pastor; aber nun ist es zu spät dazu.“

(Schluß folgt.)

Neue Bücher.

In seinen Erzählungen „Menschenwege“ (Verlag von S. Fischer, Berlin, 1899) nimmt Emil Strauß den ganzen Zauber zu Hilfe, den fremde Länder, in diesem Falle Brasilien, ausüben, mit ihrer seltsamen Natur und ihrer Bevöllerung, der die umgebende Natur den Stempel des Sonderbaren aufdrückt. Und dazu gewinnt Strauß noch ein wirkungsvolles Moment, indem er in die fremde Umgebung deutsche Landsleute versetzt und ihre Schicksale in Beziehung zu der abenteuerlichen Natur bringt. Es kommt also vor allem darauf an, ob es Strauß gelungen ist, das Märchenhafte Brasiliens zur treffenden Darstellung zu bringen; das muß unbedingt beachtet werden. Die Naturschilderungen Strauß' sind wahrhaft künstlerisch; bei aller plastischen Deutlichkeit weiß er stets auch die sanften, in einander verschwimmenden Töne des südlischen Himmels zu geben. Da es ihm aber auf die Menschen und nicht auf ihr Milieu hauptsächlich ankommt, so verwendet er seine Gabe mit weiser Beschränkung. Die Natur ist nur soweit da, als sie im Menschen Empfindungen und Thaten auslöst. Auch die Menschen sind trefflich gezeichnet, ihre merkwürdigen Charaktere mithin in der merkwürdigen Umgebung zu gleicher Zeit befremdend und doch so wohlvertraut an, ihr Leben ist schlicht und darum umso wirkungsvoller erzählt. Das Ganze macht den Eindruck des Selbstgelebten, so daß auch die Erzählung ihre Berechtigung hat, sehr zum Unterschied von den gewöhnlichen Romanen, wo umgekehrt der Schein der unmittelbaren Wirklichkeit aus dieser Form gewonnen werden soll. In dieser Stärke liegt aber auch eine kleine Schwäche der Erzählungen: sie sind dem Zweck der Lebensstrenge zuliebe mit zu viel Beiwerk ausgestattet, so daß die klare Komposition darunter leidet. Am auffälligsten macht sich dieser Fehler in der Erzählung „Auswanderer“ geltend, in der Strauß eine Episode fast bis zur vollständigen Novelle anspricht, um sie dann plötzlich stillschweigend fallen zu lassen. Aber alles in allem zeigt das Buch von der Arbeit eines Dichters; mehr Lob thut nicht noth.

Ein Dichter zu sein, glaubt wohl A. G. v. Suttner, der soeben einen Roman „Tschertessen“ (Verlag von E. Pierson, Leipzig und Wien) veröffentlicht, selbst nicht; aber er ist nicht einmal ein interessanter Erzähler. Auch er möchte gern durch den fremden Boden, auf dem er seine Gesichte spielen läßt, uns Interesse für seine Menschen abgewinnen. Dazu fehlt vor allem die erste Voraussetzung, die Gabe der Naturschilderung. Dann ist auch die Charakterisierung so mangelhaft als nur möglich; nach der Art der schlechten Indianergeschichten für die Jugend sucht Suttner durch Häufung von Beiwörtern, überhaupt durch viele Worte die Anschaulichkeit seiner Charaktere zu ersetzen; aber der „Löwenthne“ Anfor, der „edle Juder“ Oglu, der „politisch einwärtsvolle“ Djantemir sind nicht nur nicht ordentlich getroffen und auseinandergelassen, sondern sie machen nicht einmal den Eindruck von Personen, die mit ihrer Umgebung ver wachsen und nur aus ihrem heimatlichen Boden begrifflich sind; um ihre schemenhaften Gestalten schlottert die fremde Natur wie ein erborgtes Kleid. Der Roman hat nach unserer Meinung nicht den geringsten dichterischen, kulturhistorischen oder ethnographischen Werth, trotz der prächtigen Worte, die der Verlag dem Buche mitgiebt, und die in ihrem Ueberfluge in jedem Unbefangenen durch Heiterkeit gemilderte Empörung wecken müssen.

Drei neue Theaterstücke, „Der Heilige“ von Bauer, „Versorgung“ von Steiner und „Der Patriot“ von Pfeifer sind im „Theater der Gegenwart“ (Verlag S. Ebering, Berlin) erschienen. Es ist immer mühslich, über Erstlingswerke zu urtheilen, die nicht von vornherein den künftigen Meister zu erkennen geben. Gewöhnlich sind solche Sachen so, daß sie ebenso gut ein Talent, das sich noch nicht recht gefunden hat, als der talentloseste Schmierer geschrieben haben könnte. Am leichtesten fällt uns diesmal das Urtheil über den „Patrioten“ von Pfeifer: Das ist ganz einfach ein schauerhaftes Machwerk, an dem Langelweile noch nicht das Schlimmste ist, damit wollen wir aber nicht über den Verfasser endgiltig den Stab brechen; vielleicht zwingt er uns noch ein andermal zu einer besseren Meinung. — „Versorgung“ von Steiner zeigt ziemlich viel Geschick; ob es angelernt ist, ob es die einzige gute Eigenschaft des Autors bleiben wird, wagen wir nach dieser einzigen Probe nicht zu entscheiden. Für ein größeres Talent halten wir Bauer, dessen „Heiliger“ einzelnes ganz Vortreffliches enthält. Trotz aller Fehler, die diesem Drama förmlich als Kinderkrankheiten anhaften, glauben wir dennoch die günstigsten Erwartungen für die Zukunft auszusprechen zu dürfen; hoffentlich enttäuscht uns der Verfasser nicht. — phil.

—w— Die Unglücklichen. Papa Ruch saß in der Sofa-Ecke. Bis jetzt hatte er in der Zeitung gelesen, doch war es zu dunkel geworden, um noch die Schrift entziffern zu können. Nur am Fenster zog sich ein Streifen Helligkeit hin. Den aber hatte Frau Ruch besetzt.

Papa Ruch knurrte: „Nicht mal'n bißchen Lesen läßt sie einen!“

„Brauchst Du auch nicht!“ antwortete sie gereizt.

„Ach, was verstehst Du denn davon!“

„Kannst auch mal so sitzen!“

„Du bist ein ganz abscheuliches Frauenzimmer! Wenn Du Dir noch mal sowas erlaubst, geh ich!“

„Meinetwegen gleich! Brauchst überhaupt nicht wiederkommen!“

Damit fädelte sie, die Nadel gegen das Licht haltend, den Zwirn ein, ganz ruhig, ohne zu zittern.

Papa Ruch ging nicht. Nun gerade nicht! Er antwortete auch nicht, als ihn seine Frau fragte, ob sie seine Arbeitshofen auch flicken solle. Mit einem solchen schlechten Weibe sprach er eben nicht mehr. Die verachtete er, die strafte er durch Stilltschweigen.

„Du bist unausstehlich,“ schrie er; „Du kannst Dir ja Dein Zeug selbst flicken! Ist das überhaupt ein Feiertagsvergnügen, Arbeitsanzüge zu flicken und zu waschen? . . . Nach Dir das Zeug allein!“ Sie stand auf, warf das Kleidungsstück auf den Stuhl und ging nach dem Ofen, um sich zu wärmen.

Es sah aus, als wenn sie einander am liebsten geprügelt hätten. Ja, es war gar nicht ausgeschlossen, daß sie beide darüber nachgrübelten, wie unglücklich sie doch eigentlich mit einander lebten und ob es nicht besser wäre, sie gingen noch bei Zeiten auseinander. Sie waren beide noch in den besten Jahren, kaum über die fünfzig hinaus — auch hatten sie sich, wie dieser Auftritt beweist, noch gar nicht ineinander gewöhnt. Es möchte sein, daß die Zeit dazu zu kurz gewesen war. Dreißig Jahre sind ja nur ein kleiner Zeitraum im menschlichen Leben.

Sie beobachteten sich wie zwei Todfeinde, die jeden Augenblick gewärtig sind, überfallen zu werden. Doch konnte keiner die Gesichtszüge des andern erkennen.

Plötzlich ging Frau Ruch nach der Kommode, zündete die Lampe an und holte die Arbeitshofe an den Tisch, wo sie mit einigen herzhaften Schnitten die durchgeschuerten Arme herausfädelte und einen Flied aufprobirte.

Ihn schien auch das nicht zu veröhnen. Er erhob sich und ging hinaus. Mit dem ganzen Aufwand weiblicher Hingebung rief sie ihm nach: „Daß Du nicht kneipen gehst!“

Er knurrte etwas, das wie ein Abschiedsgruß anzuhören war; es war aber wahrscheinlich zu zärtlich, um es laut und verständlich zu sagen. . . . Sie sah nun verlassen und einsam da, wie das Mädchen, das sein ganzes Leben spannt und spant, und zu dem doch kein Freier kam. Ein Gepolter und Geklirr aus der Küche ließ sie auffahren. Sollte Papa Ruch den wilden Mann machen und alles zerbrechen?

Er stand mit einem großen Backkessel an der Wasserleitung. Von Verachtung, Stolz und Ueberhebung war nichts mehr in seinem Gesicht zu lesen. Im Gegentheil, es glück ganz verzweifelt dem Anlich eines Menschen, dem ein Topf Wasser über den Kopf gegossen worden ist. Aber er hatte sich gar nicht naß gemacht. Er war trocken wie märkischer Sand in der Sommer Sonne.

„Meine Kaffeeflamme!“ kreischte Frau Ruch.

„Ja . . . ich hatte Feuer angemacht . . . und wollte den Kessel runterlangen“, stotterte er. „Warum stellst Du auch das Ding da raus?“ fügte er tadelnd hinzu.

Sie jammerte, die Escherben auflesend: „Ach Gott! unsere einzige Kaffeeflamme! Wo kriegen wir nur eine her? . . . Ich habe keinen Pfennig mehr übrig. Die Miethe soll bald da sein. . . . Was Du auch hier herumtrampst!“

„Das geht Dich gar nichts an! Feuer hab ich angemacht, damit Du nachher nicht so viel zu thun hast,“ brummte er. „Wozu Du wohl die Kamme da oben hinauf sekest?“

Und dann bereitete er ihr eine Ueberraschung. Am Heiligabend hatte er eine Mark behalten — zu neuen Lederpantoffeln in der Werkstatt. Mit einem Male brachte er die nicht mehr. Sie aber behauptete, die Pantoffeln wären nöthiger wie die Kaffeeflamme — und so kam es denn abermals, daß sie es sich überlegten, ob sie nicht bei Zeiten auseinander gehen müßten — ehe es zu spät wäre, denn sie konnten sich durchaus nicht verständigen. — —

Theater.

— Dreiverlorene Anzengruber-Entwürfe. In einem Wiener Lokalsblatt wird wiedergegeben, was Marie Geisinger von ihren Erinnerungen an Anzengruber erzählt. Sie war die erste „Anna“ im „Pfarrer von Kirchfeld“. Sie veranlaßte „Gruber“, wie sich der ernste, junge Mann von gemessener Höflichkeit in der ersten Zeit als Autor nannte, die Hauptzäne des vierten Actes mehrfach umzuarbeiten. Von drei Entwürfen Anzengruber's zu Bauernkomödien, die verloren gegangen sind, weiß sie folgendes zu berichten: „Nach dem „Pfarrer von Kirchfeld“ sagte mir Anzengruber, er möchte wieder ein Stück schreiben, mit einer Hauptrolle für mich. Ich akzeptirte dankend und konnte ihm die Zusicherung geben, daß wir froh sein werden, eine neue Komödie von ihm zu bekommen. Ich hätte ihm aber, meinte er, so dankenswerthe Rathschläge

gegeben, daß er mich diesmal hören möchte, ehe er an die Ausführung geht. Wir machten ab, daß ich die Entwürfe lernen lernen werde. Es verging eine Zeit, und ich mußte zu einem Gastspiel nach Leipzig. Dorthin sandte Angengruber mir vier Entwürfe von Bauernkomödien. Ich möge mich für einen entscheiden. Alle vier waren gut, die Wahl that mir weh. Ich entschied mich endlich für einen. Das wurde dann „Der ledige Hof“. Ich sagte ihm später rückhaltlos, daß der Entwurf mehr versprochen hat. Er war gar nicht verlegt darüber und gab mir recht, als der Erfolg hinter dem des „Pfarrers“ zurückstand.“ Auf die Frage, welche Stücke aus den anderen Entwürfen wurden, antwortete Frau Geisinger: „Gar keines! Ich lerne alles, was Angengruber geschrieben hat. Die drei Entwürfe hat er nicht mehr verwendet. Er scheint sie vernichtet zu haben. Schade genug darum. . .“ —

Kunsthandwerk.

gk. Ueber Schweizer und Schwarzwälder Bauerntöpfereien bringt die „Decorative Kunst“ in ihrem neuen Heft interessante Mittheilungen. In Heimbürg bei Thun im Kanton Bern blüht eine uralte Thonindustrie, die in letzter Zeit freilich, als ihre Erzeugnisse bekannt wurden und Absatz fanden, durch die Einrichtung einer Fabrik schon etwas in ihrer Entwicklung gestört worden ist. Ursprünglich decorirte die Frau des Hauses, oder ein Mädchen die Töpfereien, deren Form vom Töpfer hergestellt wurde. Der Schmund ist kräftig und einfach; die Ränder der Schüsseln werden durch rhythmisch gegliederte Parallelstriche geschmückt, die Ornamente der Töpfe, vor allem der flachen Schüsseln, sind der heimischen Flora entnommen: Blumensträuße aus Edelweiß, Maiblinden, Bergjasmie und Nelle. Die Decoration erinnert an die persischen und indischen Töpfereien, die Farben sind kräftig und leuchtend, die Blumen von der Mitte aus sternförmig auseinander gebreitet und in den Rand komponirt. Ganz ähnliche Arbeiten finden sich im badischen Schwarzwald, in Randern, worauf Professor Grosse zuerst aufmerksam gemacht hat. Die Heimbürger Produkte müssen hier direkt eingeführt sein und vorbildlich gewirkt haben; denn das Edelweiß, das im Schwarzwald nicht zu finden ist, wird hier auch verwendet, und die Art, wie dies geschieht, zeigt, daß es in seiner organischen Struktur nicht ganz verstanden und fälschert ist, wobei die Erinnerung an die Sonnenblume mit eingewirkt hat. Hier findet sich auch die Tulpe, und einmal auch ein springendes Pferd zwischen Maiglöckchen, ein uraltes Motiv. —

Archäologisches.

— Ausgrabungen auf Sunion. Der „Köln. Ztg.“ wird geschrieben: Dem von Osten kommenden Schiffer trat das Vorgebirge Sunion als äußerster östlicher Punkt Griechenlands entgegen; da er aber hier oft mit Wind und Wellen zu kämpfen hatte, so wurde auf der vom Festlande durch eine schmale Landzunge getrennten Höhe schon früh ein Heiligtum für den Gott des Meeres erbaut, dem sich dann später das Heiligtum der Athene zugesellte. Zu diesem Tempel gehören die noch heute stehenden neun Säulen. Wie im Alterthum sind sie auch heute den Schiffen noch ein Wahrzeichen; diese wissen, wenn sie an ihnen vorbeifahren, daß sie in wenigen Stunden in den Piräus einlaufen werden. Im Alterthum sah der das Kap glücklich Umschiffende von hier aus die goldene Lanzenspitze des Athene-Standbildes auf der Acropolis ansteuhen. Zur Erforschung dieses Tempels der Athene und seiner nächsten Umgebung entsandte die griechisch-archäologische Gesellschaft den Ephoren Staats. Die Ausgrabungen und Reinigungsarbeiten sind jetzt für dieses Jahr fast abgeschlossen, sollen aber im nächsten Frühjahr fortgesetzt werden. Sie haben das Bild, das der Tempel von Sunion dem von Laurion Kommenden bietet, vollständig verändert. Zunächst hat Staats gründlich aufgeräumt. Der Tempel und seine Umgebung sind von den Trümmern und Blöcken, die früher wüst umherlagen, befreit, die schönen Terrassen der Nordseite, von denen man bisher nichts sah, sind aus dem Schoße der Erde hervorgeholt. Das Ganze baut sich jetzt prächtig auf, der Grundriß hebt sich klar heraus. Die Rekonstruktion von Professor Dörpfeld (1884) ist durch die Staats'chen Arbeiten durchaus bestätigt worden. Nur ein wichtiger neuer Punkt ist hinzugekommen: der Tempel hatte zwei innere Säulenstellungen, die ihn in drei Schiffe theilten. Die Fundamente dieser Säulenreihen, die sehr dicht an den Cellamauern standen, sind jetzt aufgedeckt. Auch hat Staats den Tempel aus seiner Vereinsamung erlöst und die Freilegung des heiligen Bezirks begonnen. Ausgegraben sind bis jetzt die Propyläen, die in dem üblichen Schema für solche Bauten gehalten sind, aber einige interessante Einzelheiten bieten, und eine Stoa, die parallel zur Längsaxe des Tempels den großen Platz unterhalb der Tempel-terrasse nach Norden abschloß. Leider ist von beiden Bauwerken, abgesehen von den Fundamenten, nur wenig erhalten, aber man kann sich jetzt doch eine Vorstellung von der gesammten Anlage machen. Mit der pittoresken Romantik der weißglänzenden Marmorsäulen, die einiam von lahter Felsenhöhe den Schiffer grüßten, — der heutige Name Kap Kolonäs — ist es für den von der Landseite Kommenden vorbei, jetzt geht die Wirkung der Gesamtanlage über den Effekt der einzelnen Säulen. —

Psychologisches.

gk. Eröthungsangst. Die gewöhnliche Erscheinung des Eröthens kann in gewissen Fällen der Ausgangspunkt eigentüm-

licher krankhafter Zustände werden, die in den letzten Jahren vielfach Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung gewesen sind. Im letzten Heft der „Zeitschrift für Hypnotismus“ findet sich ein sehr interessanter Bericht über die Ergebnisse, zu denen zwei französische Forscher, Pitres und Régis, in ihren Untersuchungen über diese Frage gekommen sind. Es handelt sich hier um eine Zwangsstellung, die in verschiedenen Graden der Stärke auftritt. Bei der einfachen Eröthungsangst besteht nur die Eigenschaft, auch bei den geringfügigsten Ursachen intensiv zu eröthen, während eine Demuthigung gar nicht oder nur im Augenblick des Eröthens eintritt. Ein zweiter Grad ist charakterisirt durch außerordentlich häufiges und heftiges Eröthen, durch ein starkes Gefühl der Belästigung, das sich bis zur Zwangsüberführung steigern kann. In den schlimmsten Fällen wird dieser Zustand konstant und wird beständig äußerst peinlich empfunden. Bei den acht Fällen dieser Art, die von den Forschern untersucht wurden, handelte es sich um sieben Männer und eine Frau, die alle erblich belastet waren. Bei großer Kälte und trodener Hitze war der Zustand besser zu ertragen als bei feuchter Wärme, am Morgen besser als abends, und am besten in der Dunkelheit der Nacht. Das Eintreten in öffentliche Lokale, die Notwendigkeit, öffentlich aufzutreten, die plöbliche Begegnung mit Bekannten, besonders mit Damen, Gespräche über Vergehen, die von fremden Personen begangen waren, eigene Verstöße oder selbst die Fremder in ihrer Gegenwart rufen bei den Leidenden wahre Angstparoxysmen hervor; ständig haben sie die Befürchtung, in falschen Verdacht zu gerathen. Herzlosynen, unwillkürliches Grimassenschneiden, allgemeines Zittern gehen oft den Krämpfen voraus. Während der ganzen Dauer derselben erfüllt die Kranken die Angst, lächerlich zu werden, Anlaß zu Spott oder Hohn zu geben; ein Wort oder ein Blick kann sie in namenlose Wuth versetzen. Beständig fürchten sie sich vor dem Eröthen; sie isoliren sich daher. Alle Willensanstrengungen bewirken aber gerade das Gegentheil. Mit allerhand Mitteln versuchen sie, die aufsteigende Wöthe zu verbergen; sie schneuzen sich, sie verstecken sich hinter einer Zeitung, sie bücken sich u. s. w. Vom Arzt verlangen sie die unglaublichsten Radikalmittel, sie wollen sich z. B. die Gesichtshaut tätowiren lassen. Es ist merkwürdig, daß besonders die stärkeren Grade dieser Erkrankung sehr viel häufiger beim männlichen Geschlecht, und zwar in jugendlichem Alter, vorkommen als beim weiblichen. Man führt dies darauf zurück, daß das Gefühl der Verwirrung, welches das Eröthen begleitet, für den Mann besonders quälend ist; es scheint bei ihm ein lächerliches Zeugniß von Furchtsamkeit, Schwäche, weiblichem Wesen, während es beim Weibe im Gegentheil als größeren Reiz verleihend gilt. —

Humoristisches.

— „Mit seinem Latein zu Ende.“ Durchlaucht (in der Opernvorstellung): „Warum thut denn der Kerl da, der Paulensschläger, nicht mehr mit?“

Intendant: „Verzeihen, Durchlaucht, er hat „taacet“!“
Durchlaucht: „Taacet hat er! Nun, da mag er doch zu Hause bleiben und zum Regimentsarzt schicken.“

— Eine nette Gemeinde. In Niedersteindorf herrscht unter den Kirchenbesuchern stets eine derartige Schläfnacht, daß der Pastor während der Predigt von Zeit zu Zeit eine Hand voll Knall-erbsen von der Kanzel unter die Schläfer werfen muß, um sie aufzuwecken. —

— Lottchen's Botanik. Klein-Lotti: „Mama, warum giebt's denn jetzt so oft Apfelsmus?“

Mama: „Kind, jetzt ist die Zeit, wo Apfelsmus am besten ist.“
Klein-Lotti: „So? Wann blüht denn der Apfelsmus?“ — (Lust. Bl.)

Vermischtes vom Tage.

— Otto Julius Bierbaum hat ein Lustspiel vollendet, das er „Herr Deneke“ betitelt. —

— Die Violine, die Sarajate spielt, ist eine Stradivarius und soll einen Werth von 600 000 M. haben. —

— In Rastenburg (Ostpr.) absolviert ein Blinder das Gymnasium. Seine Mutter unterstützt ihn beim Lernen, indem sie alle seine Arbeiten mit ihm zusammen durchmacht. —

y. Zwei Knaben in Leipzig, die sich mit Schlittschuhen auf das dünne Eis wagten, brachen ein und ertranken. —

— Durch Kohlenoxydgas sind in Debreczin vier Personen vergiftet worden. —

— In Löwen wurde eine Firnis- und Farbenfabrik durch eine Feuersbrunst vollständig zerstört. —

— Eine Arbeiterfrau in der Nähe der Stadt Aarhus verließ ihre Wohnung, nachdem sie Feuer im Ofen angelegt hatte. Als sie wieder heimkehrte, fand sie ihre fünf Kinder an Kohlen-dunst erstickt vor. —

r. Beethoven's „Fidelio“ erlebt am Freitag dieser Woche seine Premiere an der Pariser Komischen Oper. —

— Bei Appledore auf der South Eastern Bahn in England lösterte ein Zug mit Ausflüglern mit einem Güterzug. Ahtzehn Personen wurden verletzt, davon mehrere lebensgefährlich. —